

ESSAY

Herzwort und Kopfwort

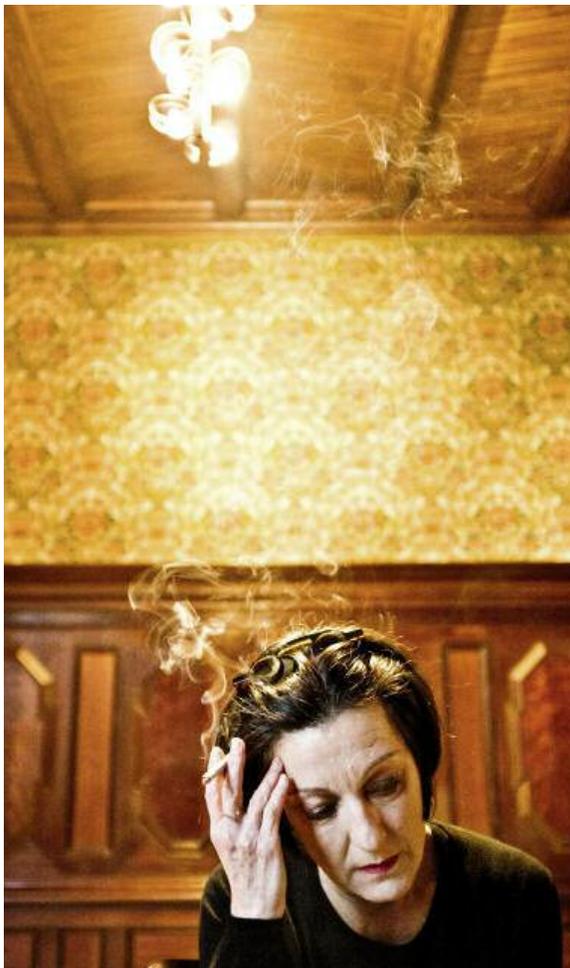
Dieses Land trieb Hunderttausende ins Exil. Wir sollten uns daran erinnern.

Von Herta Müller

Zuerst muss ich Ihnen etwas über meine Ausreise aus Rumänien und meine Ankunft in Deutschland erzählen. Etwa zehn Personen saßen im Wartesaal des kleinen Grenzbahnhofs. Der Zug war längst eingefahren, stand draußen auf den Schienen. Alle anderen waren schon eingestiegen, alle außer meinem Mann, meiner Mutter und mir. Wir sahen uns an und dachten: Die lassen uns also nicht ausreisen, haben uns hierher genarrt und schicken uns heute Nacht im falschen Zug wieder zurück. Aber wo sollen wir dann hin? Die Wohnung hatten wir „besenrein“ dem Staat übergeben müssen: jeden Gegenstand im Haus verscherbelt, verschenkt oder weggeschmissen. Außer einem Koffer hatten wir nichts. Und von den jahrelangen Schikanen der Securitate war ich mit den Nerven so fertig, dass ich das Lachen mit dem Weinen verwechselte. Ich setzte in diesem Wartesaal ein starres Gesicht auf. Meiner Mutter zitterte das Kinn. Drei Polizisten fixierten uns, reden konnte man nicht. Ich stieß meine Mutter mit dem Ellbogen und flüsterte: Nicht weinen, hast du verstanden. Dann gab es statt Einsteigen noch mal eine Körpervisitation, als hätten wir nach der ersten aus der Luft des Wartesaals etwas Verbotenes einstecken können. Danach begleitete uns ein Polizist endlich zum Zug. Auf der Zugtreppe fasste er mich am Arm, als wolle er mir beim Einsteigen helfen. Dabei sagte er: Nicht vergessen, wir kriegen euch überall. Wir hatten unser Abteil noch nicht gefunden, als der Zug losfuhr.

Erst als man durch neblige Laternen den ersten ungarischen Bahnhof sah, glaubte ich, dass wir wirklich fahren, dass der Zug uns nicht betrügt.

Aber da war noch etwas: Es war der 28. Februar 1987, in unseren Pässen stand jedoch der 29. Februar – ein Tag, der gar



MARKO PRISKE / LAIF

MÜLLER, 59, verließ 1987 ihre Heimat Banat in Rumänien. Heute lebt sie in Berlin. 2009 erhielt sie den Nobelpreis für Literatur. Herta Müller beschäftigt sich seit Jahren mit dem Thema Exil. Die Ausstellung „Fremd bin ich den Menschen dort“ (bis zum 26. Mai im Buddenbrookhaus in Lübeck) hat sie mit einer Rede eröffnet, die der SPIEGEL dokumentiert.

Ich fragte ihn, wieso er sich nicht kundig mache, was in Rumänien war, bevor er mich verdächtigt. Darauf sagte er einen Satz, den die Vernehmer der Securitate immer sagten: Die Fragen stellen wir.

Die nächsten Gespräche kamen, und der Irrsinn steigerte sich. Ich bekam Faltpöbel mit Gesichtstypen und sollte das Aussehen der Securisten beschreiben, mit denen ich zu tun hatte. Ich korrigierte ihn wieder: Sie hatten mit mir zu tun. Aber der Beamte stellte sich taub. Auf diesen Faltpöbel ging

nicht existierte – 1987 war kein Schaltjahr. Und wie die Rumänen es erhofften, hat diese letzte Schikane anderthalb Jahre lang bei jedem deutschen Beamten funktioniert. Egal, worum es ging, jedem Beamten musste ich erst einmal erklären, dass dieser 29. Februar im Pass nicht meine eigene Schuld, sondern die letzte Mitgift der Securitate ist. Schon das allein dauerte manchmal eine halbe Stunde.

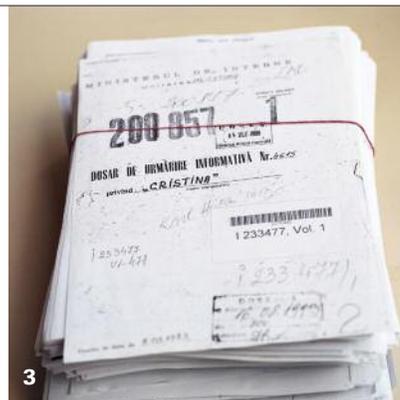
Wir kamen über Österreich, dort gab es einen Zwischenhalt für eine Fernsehaufzeichnung: Darin ging es um Ceaușescu Diktatur. Am nächsten Tag fuhren wir weiter nach Deutschland. In Nürnberg kamen wir ins Übergangsheim „Langwasser“. Und prompt fand eine Verwandlung statt: Am Vortag in Österreich noch Dissidentin, galt ich jetzt in Nürnberg als Agentin. Der BND und der Verfassungsschutz verhörten mich mehrere Tage lang. Schon das erste Gespräch war surreal.

Der Beamte fragt: Hatten Sie mit dem dortigen Geheimdienst zu tun?

Ich sage: Er mit mir, das ist ein Unterschied.

Der Beamte: Lassen Sie die Unterscheidung mal meine Sache sein, dafür werde ich schließlich bezahlt.

Als ich erzählen wollte, was mir in Rumänien alles zugestoßen war, unterbrach er mich. Naiv dachte ich, der Irrtum sei geklärt. Da sagte der Beamte: Wenn Sie dennoch einen Auftrag haben, jetzt können Sie es noch sagen.



es um Kleidung, Gesicht, Ohren, Fingernägel. Es gab für alles vorgedruckte Adjektive. Wenn ich sagte, ich habe die Ohren oder Fingernägel damals nicht wahrgenommen, ich war verzweifelt, ich hatte Angst, der bringt mich um, sagte der Beamte wie eine Maschine: Denken Sie nach. Wie soll ich mich an etwas erinnern, was ich damals nicht wahrgenommen habe, fragte ich, hatten Sie schon mal so eine Angst? Er war wieder taub. Ich fragte auch, ob die deutschen Geheimdienste einen rumänischen Agenten an den Ohren oder Fingernägeln erkennen würden, wenn er nach Deutschland käme. Darauf kam wieder der Satz: Die Fragen stellen wir. Ich bekam ein, zwei Stunden Pause zum „Nachdenken“. Und wenn die Pause um war, fing alles wieder an. Das ging mehrere Tage. Bis ich mir vornahm, für alle Körperteile der rumänischen Geheimdienstler eines dieser deutschen, vorgedruckten Adjektive beliebig einzusetzen, damit die Verhöre ein Ende nehmen. Für die Kleidung gab es die Adjektive: elegant, schlampig, sportlich und zweckmäßig. Und ich sagte immer wieder: so wie Sie. Und der deutsche Vernehmer sagte jedes Mal mit Stolz in der Stimme: Also, dann kreuzen wir zweckmäßig an.

Unter jedem anderen Adjektiv konnte ich mir etwas vorstellen. Aber nicht unter „zweckmäßig“. Geht es diesem „zweckmäßig“ um etwas Verstecktes, mit Bedacht ausgewählt, weil es für den Zweck, den man nicht durchschauen soll, gut ist? Meinen Geheimdienste also mit „zweckmäßig“ Hinterhältigkeit? Eigentlich war nicht seine Kleidung „zweckmäßig“, sondern er selbst. Und daher zwang er auch mich, zweckmäßig zu werden, damit die Gesichtsformulare, die mich an Rassebilder aus dem alten Brockhaus meines Großvaters erinnerten, endlich mal ausgefüllt sind.

Das Absurde ging in allen Büros, die auf meinem „Laufzettel“ standen, weiter. Als Sprachtest Substantive deklinieren, Verben konjugieren – den Sprachtest hatte ich bestanden. Trotzdem fragte man im nächsten Büro, ob ich politisch verfolgt oder Deutsche sei. Ich sagte: beides. Der Beamte sagte: Beides geht nicht, dafür haben wir gar kein Formular. Sie müssen sich schon entscheiden. Der Beamte fragte, ob ich in Rumänien auch verfolgt worden wäre, wenn ich das, was ich getan hatte, als Rumänin getan hätte. Ich sagte: Ja, das wäre für einen Rumänen genauso riskant gewesen. Darauf sagte er: Da haben wir's doch, dass Sie also keine Deutsche sind.

Meine Mutter hatte längst alle Stempel auf ihrem Laufzettel. Sie war bereits Deutsche, sie hatte sich zur Familienzusammenführung bekannt, bekam ein paar Wochen später in Berlin umstandslos die deutsche Staatsbürgerschaft. Ich musste anderthalb Jahre lang warten. Von Zeit zu Zeit rief ich beim Bürgeramt an und bekam immer die Antwort: Rufen Sie nicht mehr an, Sie können nichts beschleunigen. Es sind eindringliche Recherchen nötig. Gleichzeitig bekam ich jedoch Todesdrohungen aus Rumänien und Besuch vom Verfassungsschutz, der

mich warnte, dass mein Leben gefährdet sei. Er gab mir Ratschläge: Kneipen, die ich nicht betreten soll, nie in eine fremde Wohnung gehen, auf Reisen nie im Parterre wohnen, von Unbekannten keine Geschenke annehmen, Zigaretten in Restaurants nie unbeachtet auf dem Tisch liegen lassen, nie allein durch einen Park gehen und in der Stadt eine Schreckschusspistole in der Handtasche tragen. Nicht in und durch die DDR fahren, weil die Stasi mich im Auftrag der Securitate entführen und nach Rumänien verschleppen könnte. Dann können wir nichts für Sie tun, sagte der Verfassungsschützer, weil Sie ja keine deutsche Staatsbürgerschaft haben. Für den Verfassungsschutz war ich verfolgt und gefährdet, für den BND und die Einbürgerungsbehörde jedoch weiterhin eine Agentin. Jetzt sagte ich dem Verfassungsschützer, der im Ausweis auch noch „Fröhlich“ hieß, den Satz, den ich aus Nürnberg kannte: Sie müssten sich entscheiden, ob ich Verfolgte oder Agentin bin, beides zusammen geht nicht.

Nie mehr danach war die deutsche Staatsbürgerschaft für mich so nötig wie damals, als man sie mir vorenthielt. Der Grund der Verleumdung waren die Verleumdungsmaßnahmen der Securitate. Sie wurden mit Hilfe der Banatschwäbischen Landsmannschaft umgesetzt. Diese hatte auch im Übergangsheim in Nürnberg ein festinstalliertes Büro. Sie war, wie ich heute in meiner Akte nachlesen kann, von IM unter-

wandert. In den Landsmannschaftsblättern wurden seit Jahren Kampagnen gegen mich geführt. Ich galt als „Nestbeschmutzerin“ und Agentin. Wahrscheinlich versorgte die Landsmannschaft die deutschen Nachrichtendienste im Auftrag der Securitate. Man kannte sich gut, im

Übergangsheim saß man Tür an Tür. Der Hass der Heimatbesitzer, die Verleumdungspläne der Securitate und die deutschen Nachrichtendienste fanden zusammen. Die Landsmannschaft konnte bei den deutschen Behörden ihre Wut auf mich zweckmäßig in Rache umsetzen. Dass diese Landsmannschaft über die Diktatur noch nie ein kritisches Wort geäußert hatte, machte die deutschen Dienste nicht nachdenklich. Auch nicht, dass diese Landsmannschaft mit der rumänischen Botschaft einvernehmlich zusammenarbeitete, um die Familienzusammenführungen voranzutreiben.

Ich hatte mit diesem Schachzug, mit der Umkehrung aller Tatsachen, nicht gerechnet. Die deutschen Behörden verwechselten mich. Aber nicht mit jemand anderem, sondern mit einer durch Verleumdung erfundenen Person. Dabei kamen zehntausend familienzusammengeführte Auswanderer pro Jahr aus Rumänien nach Deutschland, darunter Hunderte Spitzel. Die aber waren willkommene Deutsche, und ich wurde vorgeführt, weil ich die politische Verfolgung nicht weggewischt haben wollte. Weil es um Wahrheit ging, für die ich hart bezahlt hatte. Ich war nicht zu meinem Onkel gekommen, sondern ins

„Die Behörden verwechselten mich mit einer durch Verleumdung erfundenen Person.“



- 1 Geburtshaus von Herta Müller im rumänischen Nitzkydorf
- 2 Müller im Alter von etwa 30 Jahren
- 3 Akte des rumänischen Geheimdienstes über die Schriftstellerin
- 4 Müller am Kurfürstendamm in Berlin 1988
- 5 Müller im Berliner Tiergarten 1988

Exil. Für mich war dieser Begriff nicht verhandelbar. Ich beanspruchte ihn, weil er den Tatsachen entsprach. Die Behörden störte er, weil sie von Diktatur nichts hören wollten. Sie schnitten mir das Wort ab, wenn ich ihnen sagen wollte, wie diese Diktatur bis ins Privateste meines Lebens gestoßen war. Sie wollten nichts über mein Leben in Rumänien wissen, um die Verdächtigungen aufrechtzuerhalten.

Das Wort Exil ging mit Deutschland hier in Nürnberg nicht zusammen. Dabei stand dieses Übergangsheim schräg gegenüber von Hitlers Parteitagsgelände. Es war der allererste Schock, als wir dort in unser Zimmer kamen: Aus dem kleinen Fenster sah man Hitlers Parteitagsklotz.

Wenn ich zwischen den Verhören meinen Kopf beruhigen wollte und auf die Straße ging, überkam mich das Grauen: Winter in seiner frühen Dunkelheit mit Schneeflocken und das Steinmonster bedrohlich daneben. Ich traute mich in diese Arena. Hohe Treppen, dünner Schnee, Windschübe, in den Steinritzen dürres Unkraut wie zitternde Schnurrbärte und Perücken. Mir zersprang fast der Kopf. Im Übergangsheim drinnen der Irrsinn, hier draußen das Epizentrum der Nazi-Verbrechen.

Wieso hatte man an diesem Ort ein Übergangsheim gebaut. Wieso werden Menschen, die verstört aus Diktaturen kommen, ausgerechnet an diesen Ort gezwungen? Hat man sich über diese Nachbarschaft keine Gedanken gemacht? Sollen Menschen, die nach politischer Verfolgung alle Register der Angst kennen, die endlich hier ankommen, in dieser Umgebung aufatmen, fragte ich mich. Schämt sich Deutschland nicht, uns Neuangekommenen diese monströse Nachbarschaft als erste Bleibe zu präsentieren? Wurde dieses Übergangsheim womöglich nur „zweckmäßig“ hierher gebaut, gefühlstaub gegenüber den Eingewanderten und geschichtsblind gegenüber der Rolle Nürnbergs in der Nazi-Zeit? Die Behörden drinnen, die Umgebung draußen – das war doppelt zweckmäßig.

1987 habe ich zu spüren bekommen, wie Deutschland, das Hunderttausende ins Exil getrieben hat, mit dem Wort und der Erfahrung des Exils immer noch nichts zu tun haben will. Ich war buchstäblich in eine Sackgasse geraten.

Und dennoch wusste ich, dass diese Sackgasse, verglichen mit den ins Exil Gejagten der Nazi-Zeit, nur ein kleines Missgeschick war. Ich wurde hier vorgeführt, aber ich sprach auch Deutsch, ich hatte einen Verlag für meine Bücher, ich musste nicht illegal Grenzen überqueren. Es ging in diesem Übergangsheim in keiner Situation um Leben und Tod wie bei den Fliehenden aus Nazi-Deutschland. Glück oder Pech haben bedeutete damals am Leben bleiben dürfen oder sterben müssen. Sie lernten den guten oder bösen Zufall ganz anders kennen. Guter und böser Zufall sagt man, aber das waren Menschen. Im guten Zufall Menschen mit ein bisschen Anteilnahme,

die weiterhalf. Und im bösen Zufall Menschen mit Dienstfeifer und Willkür, die töteten.

Es gab so viele entscheidende Zufälle, die Schicksal spielten. Man muss sich nur einzelne Fluchtgeschichten ansehen, dann spürt man, Augenblicke wurden so groß wie Abgründe:

Für Carl Zuckmayer hatte in den dreißiger Jahren „die Unterwelt ihre Pforten aufgetan und ihre niedrigsten, scheußlichsten, unreinsten Geister losgelassen“ zum „Begräbnis aller menschlichen Würde“. Er konnte sich in die Schweiz retten, weil er einen Pass hatte, den ihm ein gefälliger österreichischer Beamter ausgestellt hatte, und weil er an der Grenze bei Feldkirch einen jungen Soldaten beeindruckt hatte. Er sagte nämlich, er sei in Deutschland verboten, er sei kein Parteigenosse und auch nicht in der Reichsschrifttumskammer, weil er nicht mit der nationalsozialistischen Weltanschauung übereinstimme. Deshalb müsse er nach London. Diese Offenheit faszinierte den jungen Soldaten während der Passkontrolle. Und dieser gute Zufall mit dem jungen Soldaten wurde sogar gespenstisch gut: Der „magere Mensch in der Uniform der SS“ gerät ins Schwärmen, als er an Zuckmayers Rock die Auszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg sieht. Er lobt den älteren „deutschen Mann“ als Helden, bedauert, dass er selbst zu jung sei, um im Krieg gewesen zu sein. Zuckmayer tröstet ihn mit dem Satz: „Es wird schon noch einen (Krieg) geben.“ „Ja“, ruft er begeistert, „trinken wir drauf!“

Aber wie viele ließ der gute Zufall im Stich? Sie verzweifelten wie Walter Benjamin 1940 in den Pyrenäen. Er hatte nur eine Tasche dabei, vielleicht voller Manuskripte, nicht einmal einen Rucksack, der als Erkennungsmerkmal für Deutsche galt. Als man ihm in Portbou

sagte, ohne französisches Ausreisevisum könne er nicht nach Spanien – vielleicht nur ein Erpressungsversuch eines korrupten Grenzers, der eine Bestechung für eine Visumserteilung erwartete –, vergiftete Walter Benjamin sich. Und wie viele zerbrachen noch Jahre nach der Flucht am Exil wie Ernst Toller, der sich in seinem Hotel in New York erhängte? Oder Stefan Zweig, der in Brasilien die Zerstörung seiner „geistigen Heimat“ in Europa nicht aushielt und zusammen mit seiner Frau Lotte Suizid beging. Andere starben kurz nach der Flucht, entkräftet wie der Sänger Joseph Schmidt, der – endlich im Exil in der Schweiz – zusammenbrach und in ein Internierungslager gesteckt wurde, wo man seine Herzbeschwerden nicht behandelte. Auch er begegnete wahrscheinlich „zweckmäßigen“ Beamten. Und zweckmäßige Beamte gab es auch in England, wo aus Deutschland geflohene Nazi-Gegner und Juden als „feindliche Ausländer“ interniert wurden. Ein anderer böser Zufall traf Else Lasker-Schüler. Ihr wurde die Wiedereinreise in die Schweiz einfach untersagt. Die Begründung hatte nur ein Wort: „Überfremdung“. Und bei Nelly Sachs, wo der Augenblick nicht mehr Schicksal spielen konnte, war trotz sicherem Ort in

„Glück oder Pech haben bedeuten dürfen oder sterben müssen.“



Stockholm die Panik im Körper für alle Zeit installiert – die nie aufgehörende Angst vor den Nazis machte sie nervenkrank, die Nazis waren in den Wasserrohren, in den Wänden. Und neben der gesteigerten Angst von Nelly Sachs in Schweden gab es die Angst vor den Soldaten der Wehrmacht in den besetzten Niederlanden. Konrad Merz, der Autor des Exilromans „Ein Mensch fällt aus Deutschland“, überlebte das Exil in den Niederlanden versteckt in einem Schrank.

So dunkel sieht es aus in den Winkeln des Wortes Exil.

Heute aber glitzert das Wort Exil verlockend: für „stilsichere Einrichtung“ und „die Schaffung einer besonderen Atmosphäre für die Präsentation unserer Möbel“ – so wirbt ein Möbelhaus mit dem Namen Exil. Oder wer in Frankfurt das Restaurant „Exil“ besucht, „muß sich nicht heimatlos fühlen“. „Dafür sorgen warmes Licht und die einfallsreiche Dekoration.“ Und man kann „im kleinen, begrünten Innenhof südländisches Flair genießen“.

Bei dieser ungenierten Vermarktung des Wortes Exil fällt mir Gottfried Benns Verhöhnung der ins Exil Geflohenen ein. Als ihm Klaus Mann vorwirft, sich nicht von den Nazis zu distanzieren, antwortet er den Emigranten: „Da sitzen sie also in ihren Badeorten und stellen uns zur Rede, weil wir mitarbeiten am Neubau eines Staates.“

Gegen Mitternacht vom 8. auf den 9. Mai 1945 trat die bedingungslose Kapitulation der deutschen Streitkräfte an allen Fronten in Kraft. Die „Stunde null“, dieser militärische Begriff, stand danach für den Neuanfang und für das zweckmäßige Verschweigen. Hermann Lübbe, der sich nicht mehr daran erinnern kann, Mitglied der NSDAP gewesen zu sein, prägt den Begriff „kommunikatives Beschweigen“ als Voraussetzung für die Integration der Deutschen in den neuen demokratischen Staat.

Auch Adenauer gebrauchte dieses „Beschweigen“, weil er beim Aufbau der Bundesrepublik ehemalige Nazis unentbehrlich fand, als „Leute, die von früher was verstehen“. Er meinte damit leider nicht die Lebenserfahrung der ins Exil gejagten Wissenschaftler, Künstler, Unternehmer, Politiker, Handwerker, Juristen. Diese blieben nach dem Krieg unerwünscht. Ihre Rückkehr wühlte die Mittäter und Mitläufer auf. Sie störten das „Beschweigen“.

Im Bundestagswahlkampf 1961 wurde der Heimkehrer Willy Brandt von Konrad Adenauer wegen seiner Zeit im norwegischen Exil vorgeführt, und Franz Josef Strauß krakeelte: „Eines wird man Herrn Brandt fragen dürfen: Was haben Sie zwölf Jahre lang draußen gemacht? Wir wissen, was wir drinnen gemacht haben.“

Das „Beschweigen“ stand auch am Neubeginn der deutschen Literatur, für den die Gruppe 47 steht. Hans Werner Richter hatte die Gründungsidee, und wie viele der späteren Mitglieder der Gruppe 47 war auch er ein Wehrmachtssoldat. Die Gruppe

47 wurde zur intellektuellen Börse für literarische Talente. Und das funktionierte nur, weil über die soldatische Vergangenheit der Mitglieder nicht gesprochen, keine „Grundsatzdebatten“ geführt wurden. Auch hier war das „Beschweigen“ zweckmäßig. Günter Grass verschwiegen seine Mitgliedschaft in der SS-Division „Fruntsberg“ – in derselben Einheit, in der übrigens auch mein Vater war. Günter Eich verschwiegen, dass er 1940 mit „Rebellion in der Goldstadt“ ein Hörspiel geschrieben hatte zur Unterstützung der von Goebbels geforderten Kampagne gegen England. Alfred Andersch verschwiegen, dass er sich von seiner jüdischen Frau getrennt hatte, um Mitglied der Reichsschrifttumskammer zu werden. Andere wollten sich nicht mehr an ihre Mitgliedschaft in der NSDAP erinnern. Die ehemaligen Soldaten sahen sich vielmehr selbst als Opfer, als verführte, missbrauchte Generation, die unschuldig in den Krieg zog und geläutert nach Hause kam.

Auch aus diesem Grund waren den Autoren der „Stunde null“ die Autoren des Exils suspekt. Den ins Exil gejagten Autoren hatte nämlich die Stunde null zwölf Jahre früher geschlagen. Und ihre Stunde null bedeutete etwas ganz anderes: Nullpunkt der Existenz.

Vielleicht machte sich auch noch ein unterschwelliger Antisemitismus bemerkbar und der Vorwurf, sich in Sicherheit gebracht zu haben. Jedenfalls musste Wolfgang Koeppen Hans Werner Richter daran erinnern, dass die emigrierten Schriftsteller nicht abgehauen seien, sondern „ihren Mördern entkommen waren“ und die Tragik ihres „gestohlenen Lebens“ in eine neue „nazifreie“ Literatur einbringen wollten.

In der Gruppe 47 konnten sie das nicht.

Als Paul Celan 1952 der Gruppe 47 seine „Todesfuge“ vorlas, schlugen ihm Häme und Verachtung entgegen. Walter Jens schrieb: „Als Celan zum ersten Mal auftrat, da sagte man: ‚Das kann doch kaum jemand hören!‘ Er las ja sehr pathetisch, wir haben darüber gelacht, ‚Der liest ja wie Goebbels!‘ sagte einer.“ Und Hans Werner Richter spottete, Celan lese in einem „Singsang wie in einer Synagoge“. Und Albert Vigoleis Thelens Buch über Mallorca als Zufluchtsort „Die Insel des zweiten Gesichts“ – heute viele Bücher und Autoren des Exils vergessen – wurde von Richter damals als „Emigrantendeutsch“ niedergemacht.

In den Tagebüchern von Richter kann man lesen, dass er die Emigranten nicht ertragen konnte. „Emigration war ‚konservierte‘ Literatur der zwanziger Jahre, konservierter Stil, konservierte Sprache, konservierte Methode ... Caféhausmethode ... Was sollte ich mit ihnen?“ Der Besuch von Hermann Kesten und Hans Sahl in der Gruppe 47 bestätigten ihn in dieser Ablehnung, denn beide erwarteten „Schuldkomplexe“ und seien von „empfindsamer, törichter Eitelkeit“. Diese Autoren störten die Übereinkunft des „Beschweigens“.

„Man hatte kein Interesse an Thomas Mann, Stefan Zweig oder Mascha Kaléko.“



- 1** Autor Thomas Mann in Kalifornien 1951
- 2** Schriftsteller Carl Zuckmayer 1932
- 3** Dichterin Else Lasker-Schüler um 1920
- 4** Exilantin Nelly Sachs in Stockholm 1960
- 5** Denker Walter Benjamin 1939 in Paris
- 6** Ehepaar Stefan und Lotte Zweig in Brasilien um 1941

Man hatte kein Interesse an Thomas Mann, Stefan Zweig, Heinrich Mann, Alfred Döblin, Theodor Kramer oder an Mascha Kaléko, die 1959 für den Fontane-Preis vorgeschlagen war und ablehnte, als sie erfuhr, dass der ehemalige SS-Soldat Egon Holthusen der Jury angehörte. Ein Mitglied der Berliner Akademie appellierte an sie, dass sie „als empfindsame Frau“ doch dem „armen Holthusen“ nicht „ihr weibliches Mitgefühl“ versagen könne. Sie blieb bei ihrem Nein, weil sie Flucht und Exil nicht außer Acht lassen konnte. Vom Generalsekretär der Akademie wurde sie dann auch noch angebellt. „Wenn es den Emigranten nicht gefällt, wie wir die Dinge hier handhaben, dann sollen sie doch fortbleiben.“

So ging es auch dem Maler Oscar Zügel, der mit Paul Klee befreundet war. Für die Nazis waren seine Bilder „Entartete Kunst“. Sie wurden beschlagnahmt und sollten mit Bildern anderer Künstler im Hof der Stuttgarter Staatsgalerie verbrannt werden. Er floh nach Tossa de Mar, dann nach Argentinien. Nach dem Krieg kam er wieder nach Stuttgart, wo der Hausmeister der Staatsgalerie einige seiner Bilder vor dem Scheiterhaufen gerettet hatte. Aber der neue Museumsdirektor wollte nichts von ihm wissen, weil er Nazi-Deutschland angeblich im Stich gelassen hatte. Auch er bekam wie viele andere Maler und Bildhauer keine Chance mehr in Deutschland.

Die Nationalsozialisten wollten die moderne Kunst auslöschen. Neben der Vernichtung der Juden war dies eines ihrer Hauptanliegen. Durch die Bücherverbrennungen 1933 und die Aktionen gegen die „Entartete Kunst“ und die „Entartete Musik“ sollte nicht nur die Moderne selbst, sondern auch die Erinnerung an die Moderne gelöscht werden.

Für viele Rückkehrer hatte die Stunde null schon 1933 geschlagen und – anders als die Gruppe 47 – standen die meisten 1947 an keinerlei Neuanfang, sondern immer noch am selben Nullpunkt der Existenz. Ihnen fehlte immer noch jegliche Anerkennung und materielle Lebensgrundlage. Ihre Flucht ins Exil war die erste Vertreibung aus Deutschland. Und ihre Rückkehr wurde zum „Exil nach dem Exil“ – wie Hans Sahl die „zweckmäßige“ Ablehnung der Emigranten nannte. Und das „Exil nach dem Exil“ sorgte dafür, dass die Vertreibung von damals bis in unsere heutigen Tage wirkt. Man könnte sagen: einmal vertrieben – bis heute vergessen.

Durch die Vertreibung von Schriftstellern sind literarische Traditionen gekappt worden, zum Beispiel die liedhafte Lyrik Theodor Kramers mit ihrem dunklen Inhalt. Oder die sachliche Prosa der Irmgard Keun, die zuerst nach Belgien und in die Niederlande geflohen war und nach dem Einmarsch der Wehrmacht zurück in Deutschland im Versteck überlebte. Dieses innere Exil einer Irmgard Keun war etwas anderes als die innere Emigration eines Frank Thiess, der diese „als mit der äußeren verglichen, um vieles schwerer und schmerzlicher“

ansah, wie er in einem Brief an die Reichskulturkammer klagte. Nach dem Krieg spielte Thiess im deutschen Kulturbetrieb eine wichtige Rolle und wurde Vizepräsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Doch von Irmgard Keun wollte niemand etwas wissen. Sie ertränkte ihre Verlassenheit im Alkohol, wurde entmündigt und wieder mal „zweckmäßig“ in die Psychiatrie eingewiesen.

Wer im Exil war, gilt in Deutschland bis heute nicht als Opfer. Auch nicht im Gedenkstättenkonzept des Bundes. Es gibt zwar Gedenktafeln für einzelne Künstler, aber keinen großen Ort der Erinnerung an das Exil, an die schon 1933 vertriebenen Deutschen. Diese von Hitler Vertriebenen werden unter dem Begriff Exil oder Emigration verbucht. Das Wort Vertreibung gehört nur den Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten. Sie heißen „Heimatvertriebene“. Und die von Hitler Vertriebenen heißen „Emigranten“. Es ist ein sehr unterschiedliches Wortpaar: Das Wort „Heimatvertriebener“ hat einen warmen Hauch, das Wort „Emigrant“ hat nur sich selbst. Man könnte sagen, einem Herzwort steht ein Kopfwort gegenüber. Man muss sich doch fragen, wurden die „Emigranten“ nicht aus der Heimat vertrieben?

Für die „Heimatvertriebenen“, für die es sogar einmal ein eigenes Ministerium gab, gibt es nun bald eine Dauerausstellung in Berlin. Hoffentlich wird dort nicht verschwiegen, dass in der Führung des „Bundes der Vertriebenen“ Mitglieder der Leibstandarte Adolf Hitler, SS-Panzergrenadiere, SA-Angehörige vertreten waren, Stützen der Diktatur. Also „Leute, die von früher was verstehen“.

Deutschland sollte endlich an das Exil, diese erste Vertreibung aus Deutschland hinaus, erinnern. Die

hat Deutschland nämlich genauso wie den Holocaust zu verantworten. Verkürzt gesagt, wäre ohne die erste Vertreibung aus Deutschland hinaus die zweite Vertreibung nach Deutschland hinein gar nicht passiert. Bleiben wir doch bitte bei der Reihenfolge der Ereignisse. Bevor Deutschland Vertriebenen eine neue Heimat gegeben hat, hat es Hunderttausende aus ihrer Heimat vertrieben.

Nirgends in diesem Land gibt es einen Ort, an dem man den Inhalt des Wortes Exil an einzelnen Schicksalen entlang darstellen kann. Das Risiko der Flucht, das verstörte Leben im Exil, Fremdheit, Armut, Angst und Heimweh. Das alles zu zeigen ist Deutschland seiner Geschichte schuldig geblieben.

Ohne einen entsprechenden Ort für das Exil wird in der öffentlichen Erinnerung an die Schrecken des Nationalsozialismus immer eine große Lücke bleiben. Auch diese Lücke ist eine Art von „Beschweigen“.

In einem Exil-Museum könnten sich die jüngeren Deutschen ein Bild machen. Es wäre Erziehung zur Anteilnahme. Ein „zweckmäßiges“ Museum also. So könnte man dem Wort „zweckmäßig“ einen anderen, einen humanen Inhalt geben. ♦

„Nirgends in diesem Land gibt es einen Ort der Erinnerung ans Exil.“